

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 150.

Berlin, Freitag den 15. Dezember

1843.

Italien.

Neapel in seiner heutigen Gestalt.

Von Paul de Musset.

Nächst London und Paris mag Neapel wohl die volkreichste Stadt in Europa seyn. Man zählt hier an 300,000 Bewohner, die aber so viel Lärm und Geschrei machen, als wären es zwei Millionen. Wenn alle Bewegungen der Neapolitaner einen Zweck hätten, so bedürften sie nur des Stützpunktes, den Archimedes verlangt, um unseren ganzen Erdball aus seinem Gleise zu heben. Kommt Du von einer Spazierfahrt auf dem Golfe, so erreichst das verworrene Getöse der Stadt eine Meile weit Dein Ohr, und Du glaubst fast, einen Vulkan in seinem Innersten toben zu hören, bevor er sich entladet. Von der Kartause San Martino, wo die guten Mönche der schönsten Aussicht genießen, die es auf Erden geben kann, bietet Dir Neapel den Anblick einer empörten Stadt, so rennt und wogt das Volk in allen Straßen durch einander.

Jede Hauptstadt theilt sich wieder in zwei Städte, die Stadt der guten Gesellschaft und die des Volkes. Die eine ist schön, aber eng begrenzt, und man lernt sie oft schon am ersten Tage gründlich kennen; die andere, weniger angenehm zu schauen, ist nicht selten merkwürdiger und fesselnder. Ein Bruchstück der Boulevards ist für gewisse Leute ganz Paris; eben so giebt es für die schöne Welt kein anderes Neapel, als den Theil von der Straße Toledo bis zum Ende der Villa Reale. Nur in diesem Garten am Meeresstrand herrscht Schweigen und Ruhe; sonst nirgends. Beim Eintritt in die Straße Toledo siehst Du nichts als Leute mit offenem Munde, lebhaft Augen, galoppirende Pferde. Man ist immer eifertig; man rennt aus Leibeskräften, um eine Schale Gefrornes einzunehmen, die Zeitung zu begehren, das Fremdenblatt und die Theaterzettel zu lesen, oder ein Loos zur Lotterie zu kaufen, die am nächsten Sonnabend gezogen wird. Man hat Recht; das Leben ist ja kurz, die Zeit kostbar, ein reines Vergnügen selten. Die Miethkutschen, nicht wie bei uns an Haltpflege gebunden, rollen leer durch alle Gassen und verfolgen Einen mit ihren Anerbietungen. Der Vorübergehende, der eine dieser irrenden Kaleschen nimmt, schwingt sich so rasch auf seinen Sitz, als hätte er den Feind im Nacken. Der Kutscher peitscht die Pferde und bringt seinen Mann eiligst an Ort und Stelle, um dann wieder einen Anderen zu suchen. Selbst die Kürner jagen mit verhängtem Zügel, als ob das Stroh, das sie fahren, Jemanden vom Tod erretten sollte. Toledo hat keine Bürgerstreife, und ist das Gewissen des Kutschers durch sein guarda! (vorgelesen!) einmal beschwichtigt, so treibt er ohne Umstände vorwärts, drängt Haufen von funfzehn Menschen gegen die Mauer, oder wirft die Stühle der guten Leute um, die frische Luft schöpfen und gern von ihrer Seite die ganze Straße in Beschlag nehmen möchten. Mitten in diesem Getümmel geht Alles in bester Ordnung vor sich. Der aquajolo (acquaio) auf seinem hölzernen Sitzgerüste, bis an die Ohren in Rosenkränzen und Citronen stehend, schreit sein Schneewasser und seine Limonade aus; der Fischer, welcher mit dem Dreizack in der Hand die Nacht am Meere zugebracht, brüllt noch am Tage, um einige Fische zu verkaufen. Einer, der mit Schwefelhölzchen handelt, macht einen größeren Lärm, als wenn es Kleinodien wären. Wie plagen sich diese Leute, um ihr Leben bis morgen hinschleppen zu können! Und haben sie sich ganz erschöpft, was für einen Lohn finden sie? Ein Stück Brod, ein Glas Wasser und das Elend von gestern.

Eine Menge armer Teufel, die immer auf der Lauer stehen, fangen gleich Feuer, wenn sie nur die entfernteste Möglichkeit eines kleinen Verdienstes wahrnehmen. Einer meiner Freunde kaufte bei einem Trödler einen verrosteten Dolch. Als er damit aus dem Laden trat, ging ihn sogleich ein zubringlicher Mensch an, der ihm Schuß- und Trugwaffen jeder Art, Helme, Panzer, Hellebarde u. s. w. zum Kaufen anbot, die Bitte hinzufügend, daß Excellenz ihm nach einem Magazin folgen möge, wo diese Schätze sich befänden. Der französische Herr versicherte ihm vergebens, er wolle nichts mehr kaufen; auch sey schon in dem eben verlassenen Laden an Hellebarde kein Mangel gewesen: der Mäkler aus dem Stogreif redet ihm nur mit verdoppeltem Eifer zu. Als er endlich bemerkt, daß mein Freund zufällig die Richtung nach dem Magazine einschlägt, läuft er in stürmischer Eile voran. Etwa funfzig Schritte weiter gekommen, erblickt der Franzose seinen Mäkler auf dem Dachboden eines Hauses; mit einem Helm auf dem Kopfe, mit Schwertern und Dolchen in jeder Hand, streckt er den halben Leib aus einer Luke, schlägt die Waffen an einander und schreit mörderlich.

Die Villa-Reale ist das Gebiet der kleinen Kinder und der feinen Welt. Man sieht hier des Morgens die rüstigen Ammen in ihrem mit Kauschgold besetzten Nieder, dem Kennzeichen ihres Berufes, auf den sie stolz sind. Die von Procida und Amalfi haben besonders hübsche Gesichter. Am Abend kommen die Damen in den Garten, und während des Sommers spielt eine vortreffliche Militair-Musik unter den Bäumen Stücke aus beliebten Opern.

Jenseits der öffentlichen Anlage kommt man, längs des Strandes gehend, vor der kleinen Kirche Piedigrotta vorüber, welche am Fuße der prächtigen Grotte Paufflippo liegt, und geräth unter eine Bevölkerung von Fischern und Bootskleuten. Alle Gesichter zeigen hier das alterthümlich römische Gepräge. Ihr Elend hat diese Menschen noch mehr gekräftigt und abgehärtet; sie ertragen es mit stolzer Würde. Man kann ihre wahrhaft athletischen Umrisse nach Mühe und Gefallen bewundern, denn diese Herkulesse kleiden sich gern so wie Cincinnatus, als er hinter dem Pfluge ging. Wer nur ein Stück von einem Seil, einen Lederstreifen oder ein Reg über seiner nackten Schulter trägt, der nimmt noch eine Haltung an, als hätte er es nicht verlernt, eine römische Toga umzuschlagen. Manche von ihnen geben sich berühmte Namen des Alterthums, wie Vespasian, Titus, Asdrubal, sogar Tiberius; den legerwähnten machen sie durch Einschlebung eines dumpfen Buchstaben (Timberio) volltönender. Sieht man diese Leute mit ihrer ruhigen und entschlossenen Miene in der Sonne bei einander sitzen oder auf ihren Barken sich ausstrecken, so fühlt man, daß sie stärker sind als ihr Geschick, und es kommt Einem nicht in den Sinn, sie zu beklagen; gehen wir aber an einem Regentage vorüber, wenn sie, so gut es ihnen möglich ist, in ihre lumpigen, vom Seewasser zerfressenen Kittel sich hüllen, so macht der Adel ihrer Züge uns das Herz bluten. Hier in Chiaja war es, wo Guise, in einer kleinen Barke der spanischen Flotte entkommen, nach Rafaniello's Tode landete, und wo die Fischer ihn auf ihre Schultern hoben und triumphirend nach dem herzoglichen Palaste trugen. Von hier zog jene furchtbare Schaar aus, die, obgleich ohne Waffen und ohne Mannszucht, das siegreiche Heer der Republik an den Thoren der Stadt beinahe zum Weichen zwang. Die Frauen sind weniger schön als ihre Männer, aber gleichfalls tüchtiger Art; sie zanken sich wie Furien und raufen einander die Haare aus. Wahrscheinlich sind sie es, die den Kindern die Leidenschaften vererben, während der Mann die körperliche Schönheit auf seinen Sohn überträgt.

Du kennst Neapel noch nicht, ehe Du aus diesen Revieren scheidest, die sich Dir zuerst aufthun. Verlasse Toledo und den Chiaja-Fluß und vertiefe Dich in das alte Neapel. Zwischen der Briefpost und dem Schloßplatze angelangt, wende Dich einer schmutzigen und mit Schutt angefüllten Straße zu: hier wartet Deiner das Schauspiel der alten Stadt in seiner ganzen Eigenthümlichkeit. Die Menge ist immer dicht gedrängt, wie auf einem beständigen Jahrmärke; der Mann vom Volke wird hier Konsument und Kunde: wie vielerlei Dinge bietet man ihm gegen die vier Bajocchi in seiner Hosentasche! Gemüse sind neben wollenen Mützen, Schuhe neben Fleisch, Hosen-träger neben Fischen zum Verkauf ausgelegt. Die bewegliche Küche dampft am Rinnstein; der Bratengeruch macht den Mund wässern. Camacho ist ein Lazzaroni geworden, und man feiert seine Hochzeit. Es ist ein unglaubliches Durcheinander von Schwaaren, Trödelwerk, Fußbelleidungen, Käsen und Drangen.

In Lärm und Getümmel thut es die Altstadt den übrigen Theilen sehr zuvor. Der Verkäufer, der einige Bajocchi des gemeinen Mannes verdienen will, rührt sich mehr, als derjenige, dem es um die Piafster der Küche und Küchenmeister zu thun ist. Bratenhändler hängen ihr Fleisch an eine lange Stange, die uns den Weg versperrt, damit wir sie besser sehen können. Die Bewohner der Dachstuden machen, um sich das Hinab- und wieder Heraufsteigen zu ersparen, ihre Käufe durchs Fenster, indem sie aus dem vierten Stock einen Korb an einem Seile herunterlassen. Man kann sich denken, was das für ein Hin- und Herschreien giebt, wenn beide Theile aus solcher Entfernung mit einander feilschen, während ohnehin schon ein Zeter auf der Straße ist, der Einem das eigene Wort raubt! Ganze Gesellschaften im Kreise sitzender Frauen machen unter freiem Himmel Toilette: sie flechten einander gegenseitig das Haar, kleiden sich um und schnüren ihre Nieder. Diese sind noch die sorglichsten, denn es giebt andere, die gleich Wilden dahin leben und nie etwas für ihren Körper thun. Die jungen Mädchen vom Volke haben einen mittleren Wuchs und kräftigen Bau; ihre Gesichtsbildung ist ziemlich grob, die Farbe sehr braun, die Stirn etwas niedrig, das Auge wohl geschliffen, der Blick nach unten gerichtet. Ihr langes und dichtes Rabenhaar ist so verworren, daß ein Kamm es niemals durchdringen kann. Den äußer-

lichen Gebrauch des Wassers kennt man gar nicht. Fürchte diese kleine, stätige und eigenwillige Neapolitanerin: sie ist ihrem Geliebten gefährlich und gegen einen verschmähten Liebhaber ohne Barmherzigkeit.

Die Kaiser und großen Herren Rom's haben, indem sie ihre Lustige in Neapel's Umgebungen verlegten, ein gewisses Bedürfnis nach Prunk und Schmutz dem Volke eingegeben, das sich noch heutzutage offenbart. Dachkammern werden mit Fresken geziert, Karren bunt bemalt, Maulthiere mit Blittergold, Federn und Glöckchen gepußt. Die Lotto-Häuser haben eine Beleuchtung wie Trauer-Kapellen, und das im Hintergrund des Saales aufgestellte, von Kerzen umgebene Madonnenbild senkt seine schwermüthigen Blicke auf die armen Spieler, die in diesen Abgrund ihr Geld werfen. Drangenhändler stecken wohl vierundzwanzig Lichter an und schmücken ihre Bude außerdem noch mit grünen Gewächsen und bunten Papierfahnen. An Sonntagen erscheinen die Mädchen von Baja, die nur ein schlechtes Unterröckchen zur Bekleidung haben, mit Weinranken oder Vorbeerrosen bekränzt; sie machen sich Hals- und Armbänder aus bunten Steinchen oder Fruchtkörnern, und Alles ist mit Geschmack angeordnet. Im Norden staunt man darüber, daß die italienische Frau sich nicht nach französischer Mode kleidet; allein sie thut es darum nicht, weil sie den Sinn für das wahrhaft Schöne besitzt, dessen Regeln feststehen und keiner Mode-Billfür unterworfen sind. Das Schöne ruht in Italien auf gebiegener Grundlage; es kann auf die Leinwand übertragen oder in Erz gegossen werden, während der Künstler an dem nordischen, von Uebereinkunft bedingten Schmucke der nordischen Schönheit sich abquält und endlich scheitert. Gebt einem jungen Mädlein von Ischia ein Telleruch, und sie wird sich einen allerliebsten Turban daraus winden, ohne Beihülfe des Spiegels, ja, ohne bei dem Geschäfte still zu stehen. Saget ihr, daß eine Pelerine jetzt den Vorzug vor einer Krispine hat, die noch im vorigen Jahr der Pelerine vorgezogen wurde: sie wird das gar nicht begreifen und Euch ins Gesicht lachen.

Zwei Stunden vor dem Angelus, wenn die Sonne etwas von ihrer Macht verloren hat, muß man das alte Neapel verlassen und auf den Wehrdamm gehen, der zwischen Hafen und Abende ins Meer vordrückt. Dort findet Ihr die Rinaldo's, eine Klasse von Deklamatoren, welche den Abenteuern des berühmten Kreuzritters bei Armida, dieser Lieblingsdichtung der Neapolitaner, ihren Namen entlehnt. Man hat zwischen Mehreren die Wahl: Einige, die es minder gut verstehen, Verse herzusagen, sprechen vor Kindern oder selbst in gänzlicher Dede; Andere, die größere Meister in der Kunst sind, stehen auch in größerer Gunst. Leute von aller Art bilden einen Kreis um den Rinaldo: Weiber, Zollbeamte, Soldaten, Matrosen und Fischer. Einige sitzen auf Steinen, Andere liegen auf der Seite, den Ellbogen an die Erde stützend; Alle haben eine malerische oder anmuthige Haltung, und Aller Blicke sind mit andächtiger Sammlung dem Redner zugewendet. Dieser wählt immer siegreiche oder unglückliche Helden, Verzauberungen und Liebeshändel, großartige Züge von Kühnheit, Edelmut oder Tapferkeit zu seinem Thema. Die Tugend kann hienieden untergehen; ihr Lohn erwartet sie im Himmel; aber Verbrechen und Laster dürfen nicht glücklich enden. Nie kommt eine schlechte Befinnung oder eine ehrlose Handlung auf den Schauplatz, ohne Verwünschungen und Unglück aller Art in ihrem Gefolge zu haben. Die Zuhörer des Redners bringen eine reine Phantasie und ein biederer Herz mit; wenn er sich's bekommen ließe, ihren bösen Neigungen zu schmeicheln, ihre Sinne kugeln zu wollen, so würden sie dies Bestreben bald merken und ihn dafür steinigen. Der vorherrschende Geschmack des gemeinen Neapolitaners ist das Wunderbare, das Heroische: seine Unwissenheit macht ihn einem Kinde ähnlich; allein er ist ein geistvolles Kind. Er hört eine und dieselbe Geschichte zum zehnten Mal mit demselben Genus wie am ersten Tage. Wie oft haben schon Armida's Zauberkessel den Ritter umstrickt! Man weiß vorher, daß er diese Kessel endlich sprengen wird; wenn aber der deklamirende Rinaldo seinen Vortrag einmal unterbricht und erklärt, er könne seinen Helden nicht eher in Freiheit setzen, bis man noch eine Anzahl Bajocchi spende, so wählt doch Jeder in seiner Tasche und langt heraus, was er findet, damit der Zauber gelöst und das heilige Land von den Ungläubigen gesäubert werde. Wählt der Deklamator sein Thema aus Ariost, so erregt Orlando's Raserei große Theilnahme. Man zittert vor Aufregung und Spannung, wenn man den Helden durch eine Leidenschaft bis zum Wahnsinn getrieben sieht. Schlummert der Genius des Dichters eine Weile, so harren die Zuhörer in Geduld seines Erwachens, und ihre Phantasie feiert gern, um das Ohr an den wohlklingenden Versen sich laben zu lassen.

Der künstlerische Sinn und die glückliche Begabung des Neapolitaners geben sich vor Allem in der Musik zu erkennen. Der schlechteste Bauer singt mit Geschmack, jetzt eine Terze, Quinte oder Bassstimme auf ein Thema (Motiv), das er zum ersten Male hört, und verwandelt so eine Arie in ein Quartett. So oft irgend eine großartige Naturscene eine poetische Saite in ihm erzittern läßt, wird die Empfindung zu einer musikalischen Idee. Auf seiner Heimkehr von einem ländlichen Feste feiert der Neapolitaner die Genüsse des Tages, indem er Worte und Singweise eines Liedes dichtet, das, wenn es zum Herzen dringt, schon morgen in Aller Munde seyn wird.

In diesem Augenblick halt ein Liedlein, dessen Verfasser man nicht genau kennt, durch ganz Italien wieder. Einige schreiben es Herrn Cammerano, dem Bruder des Operntext-Dichters, zu; Andere haben mir versichert, es sey von einem Galeeren-Sträfling in Castellamare. Die halb komischen, halb empfindsamen Worte sind in neapolitanischer Mundart. Der Refrain lautet: *Te voglio ben' assaje, e tu non pienza a me!* (Ich liebe Dich so innig, und Du denkst nicht an mich). Die Weise, obwohl einfach, folgt in ihren kleinen Verhältnissen dem Gang einer Cavatine. Am Morgen singt die

Hausmagd dieses Lied bei ihrer Arbeit, und immer mit einem schönen Contre-Alt. Die Bootsleute, die Dich nach der Insel Capri rubern, haben es für drei Stimmen eingerichtet und geben es Dir während der Ueberfahrt zum Besten. Die Fischer und die Ausernhändler, die Kinderfrauen unter den Bäumen von Villa-Reale wiederholen es zu gleicher Zeit; das Klavier im ersten Stock und die Gitarre im vierten lassen es durchs ganze Haus erklingen. Deffnest Du am Abend Dein Fenster, so hörst Du, wie die Schildwache vor dem Schlosse Dell' Uovo mit dem Mode-Lied sich die Zeit verkürzt. Jetzt fängst Du selber an, es zu singen, erst ganz leise, dann so laut wie die Anderen: die Manie zieht Dich mit in ihren Strudel.

Es giebt eine große Zahl solcher volkstümlichen Lieder, deren Verfasser unbekannt sind. Sie treiben gleich wilden Blumen, die ein eigenthümliches Aroma, oft süßer als der Duft sorglich angebauter Gärten, aushauchen. In gewissen Seelenstimmungen entzücken diese bescheidenen Blümchen mehr als die stolzen Tulpen Tasso's und die Rosen des Petrarca selber. Außerdem muß man den klassischen Blüthenschmuck in den Büchern suchen, die ihn aufbewahren, während der Wohlgeruch jener wilden Gewächse und ohne unser Zutun anweht.

Aber nicht bloß an volkstümlichen Liedern zeigen die Italiäner ihren musikalischen Sinn. Leute aus der Volksklasse, die in ihrem Leben das Theater San Carlo nicht betreten haben, sind gleichwohl mit den Lieblings-Opern des Tages vertraut. Ein Handwerker singt bei der Arbeit die Romane Linda's und schlägt mit seinem Hammer oder seiner Hacke den Takt dazu. In der Straße Toledo schickt Dir der Rauchfang einer Küche mit dem Dampfe der Maccaroni ein Motiv aus der Sonnambula oder aus Lucia entgegen. Diensthoten singen die göttliche Aria „Casta Diva“ (aus Norma), ohne sie zu verderben; und die Wäscherinnen an dem Röhrronnen Bomerostimmen „Bell' alma innamorata“ an, sammt dem einleitenden Rezitative, während sie das Weiszeug einer Menge Ausländer einseifen, die ein unmusikalisches Ohr haben und die Neapolitaner Barbaren schelten.

Einer meiner Reisegefährten, mit dem ich in Neapel sehr vertraut war, dessen Name mir aber entfallen ist, hatte mich auf einen risotto in sein Haus eingeladen. Er wohnte in der Straße Guantaja. Ich fand statt des einfachen mailänder Ragout's, das ich erwartete, eine prächtige Mahlzeit. Die Gesellschaft bestand aus dem Wirthe, drei anderen sehr liebenswürdigen jungen Männern und der Wirthin, einer anmuthsvollen Palermitanerin, die, obgleich hochschwanger, so lebendig war wie Quecksilber. Es herrschte eine sehr muntere Laune bei Tische; wir thaten uns in edelm sicilianischen Weine Bescheid, und zum Nachtrich wurde gesungen. Sämmtliche Gäste hatten gute Singstimmen, ausgenommen der französische Signor, und Jeder gab ein Lied seiner besondern Heimat zum Besten. Als die padrona di casa an die Reihe kam, erklärte sie, sie wolle Etwas von ihrem Landsmann Bellini singen. Jetzt stellte sie sich als Primadonna mitten ins Zimmer und begann mit einem Rezitativ aus Norma. Ihre Stimme hatte einen trefflichen Klang und leidenschaftlichen Ausdruck. Im Verlaufe der Arien und Rezitative, die nun auf einander folgten, wurde ein Druiden-Baum nöthig; die Sängerin faste mich ungestüm bei der Hand und zog mich an ihre Seite, wo ich den Baum nach besten Kräften vorstellte. Als sie aber nun singend und gestikulirend zu meinen Füßen fiel, konnte ich nicht Herr meiner selbst bleiben; ich senkte meine Zweige, faste sie am Kopf und küßte ihr die Stirn. Sie brach in ein Gelächter aus und rief: *l'albero si muove!* (der Baum wird gerührt). So endete unsere Aufführung. Was der Italiänerin so großen Zauber giebt, das ist ihr einfaches Wesen, die scheinbare Unkenntnis ihrer eigenen Reize und jene gewissermaßen rückhaltslose, aber doch mit Schicklichkeitsgefühl verbundene Gutherzigkeit, die im Norden sehr selten sich findet. In Frankreich liebt man auf jedem hübschen Gesichte: „Ich bin reizend, ich weiß es wohl; ich mache meine Schönheit geltend, nur zu meinem Vortheil, zu meinem Vergnügen; die Befriedigung meiner Eigneliebe ist mein größter Stolz.“ Amen! *)

Ostindien.

Die muselmännische Literatur Indiens.

(Fortsetzung.)

Der Nabob von Ude, Asaph Abdallah, nahm die Schriftsteller, welche aus Delhi durch die Unfälle, deren Schauplatz diese Hauptstadt im 1775 ward, vertrieben wurden, mit Achtung auf und war nicht der letzte an Verdienst in der Plejade von verbannten Dichtern, die seinem Hofe einen neuen Glanz gaben. Zwei Könige von Golkonda in verschiedenen Epochen haben sich ebenfalls durch ihre schriftstellerischen Leistungen bemerkbar gemacht. Der Eine, Kuli-Kutb-Schah, der vor ungefähr dreihundert Jahren regierte, ist Verfasser einer großen Anzahl von Poesien, die nach europäischer Art als gesammelte Werke in einen dicken Band vereinigt sind, welcher nach der Eroberung dieses Reiches durch Aureng-Zeb verschwand, um später in der Bibliothek Tipu's wieder zu erscheinen, wo er ebenfalls nicht lange bleiben sollte. Der andere, Abulhassan-Schah, der letzte der Dynastie, reimte mit Annuth und Leichtigkeit auf dem schwankenden Thron, von welchem der mongolische Kaiser ihn in ein Gefängnis fürzte, welches sein Grab wurde. Neben den beiden Söhnen des Nabob Aschraf Chan, welche aus Delhi fliehen und sich nach Benares zurückziehen mußten, jenem indischen Rom, wo die entthronten Häupter alle ein Asyl finden — so

*) Ein zweiter Artikel folgt nächstens.

sehr verschwindet die Idee der weltlichen Macht vor den religiösen Erinnerungen der alten Stadt — neben diesen beiden jungen Leuten, welche in literarischen Beschäftigungen einen Trost suchten, führen wir noch Sulaiman Schifoh an, den Großsohn des gegenwärtigen Souverains von Delhi. Nachdem er in Laknaw, am Hofe seines Bruders Akbar II., sein Leben hingeschleppt, starb er im Jahre 1838 in Agra, indem er, wo nicht der Nachwelt, so doch in der Bibliothek des Nizam eine von den Biographen wahrscheinlich allzu sehr gerühmte Sammlung hinterließ. Endlich hat Tipu, der gewiß zu viel den Degen geführt hat, um ein guter Dichter zu seyn, im Dialekt des Südens seinen vollständigen Band, seinen Diwan von abgerissenen Gesängen und Elegieen, geschrieben. Man hat auch von ihm zwei in persischer Sprache geschriebene Werke, von denen das eine, das Zabarischa, eine astrologische Schrift, dem Charakter Tipu's mehr entspricht, denn die Kriegshelden sind alle ein wenig geneigt, die Sterne um das Geheimniß ihres Schicksals zu befragen. Diese Schriftsteller von hohem Range nahmen so gut, wie der niedrigste Dichter, in ihren Gedichten einen poetischen Beinamen (takhallus) an.

Am entgegengesetzten Ende der sozialen Stufenleiter als Gegenstück zu jenen Sababs, die in der Pflege der Literatur eine Befriedigung ihrer Eitelkeit oder ein Mittel gegen die Langeweile und Verdrüß suchten, finden wir unter der Menge auch arme Dichter, die aus Begeisterung bei harter Arbeit sangen. Die gewissenhaften Biographen haben keinen Anstand genommen, ihre Namen neben, zuweisen sogar über die der Kaiser zu stellen; in Zeiten und Ländern, wo die Buchdruckerkunst nicht existirt, da ist es gewiß nichts Kleines, sein Jahrhundert nicht unter der Form eines bestellten Oktavbandes, sondern in der Erinnerung der Völker eines anderen Zeitalters zu überleben. So hat der Wasserträger Mafsub, während er den Verkäufern des Bazars von Delhi die klaren Ströme seines in der Dschamuna gefüllten Schlauchs eingoß, auch seine Stanzas in reicher Fülle ihnen zum Besen gegeben; seine Lieder, welche eine erheiterte Menge, die vielleicht stolz darauf war, wie die Könige, ihren immer productionslustigen Improvisator zu haben, auswendig lernte, werden noch heut auf den Messen und fröhlichen Festen des Pöls wiederholt. Vor fünfzig Jahren lebte in Delhi, dieser Stadt der lustigen Verfemacher und beschaulichen Träumer, der Barbier Inayat Allah, der, ohne viel Phantasie und wahres Talent zu besitzen, wie der Haarträusler von Ager, der Dichter Jasmin, sich doch durch seine launigen Einfälle und die Leichtigkeit seiner Versification bemerkbar machte. Wie seine andalusischen Brüder von der Würde seines Berufs eingenommen, sagte er: „Besser ist es, ein Barbier zu seyn, wie ich, als diese junge Bajadere, deren ganzes Verdienst in der Frische ihrer Wangen besteht, welche die Zeit doch so schnell zerfließt!“ Aber während er einen berühmten Soff seiner Zeit rasirte und zweimal wöchentlich den Bart dieser heiligen Person färbte, welche den Eitelkeiten dieser Welt nicht entzagt zu haben schien, wurde Inayat aus einem Barbier ein Philosoph und widmete sich dem beschaulichen Leben. Der Schawl-Larator Arif, aus Kaschmir gebürtig, machte abwechselnd auf Persisch und Hindustani artige Verse, die er in seinem Laden vortrug und deren Abschrift seine Freunde bewahrt haben. Endlich finden wir in den Reihen der Armee einen jungen Soldaten, dessen Name, Kurban (Opfer), die Vorbedeutung des rühmlichen Todes war, den er bei Kajabab im Kampf gegen die Engländer finden sollte.

Um diese Liste der literarischen Anomalieen, von denen und das muslimännische Indien so viele Beispiele bietet, zu vervollständigen, nehmen wir noch aus dem Palaste und von der Straße zwei Frauennamen. Der Wesir Amad Ulmusud, der seinen Herrn Ahmed Schah absetzte, ihm die Augen ausstach und den Thron an Alamgir II. gab, um ihn bald darauf wieder umzubringen, dieser ehrgeizige und grausame Minister hatte den Einfall, seiner rechtmäßigen Frau, der Begum Ganna (Zuckerrohr), Stunden in der Rhetorik geben zu lassen, denen, um den Anstand zu retten, er selbst beiwohnte. Diese Lektionen machten aus der Gattin des Wesirs eine ziemlich mittelmäßige Dichterin, aber es ist interessant, zu beobachten, wie ein Muhamedaner von hohem Rang die literarische Erziehung seiner rechtmäßigen Gattin betreibt und nicht fürchtet, sie in den Biographien einen Platz einnehmen zu sehen, den nur Courtisanen ihr streitig machen werden; denn im Orient bekommt keine Frau auch nur die ersten Anfänge eines Elementar-Unterrichts, mit Ausnahme der Almé's, die außerhalb der Gesellschaft leben, nur durch Vereinigung der geistigen und körperlichen Anmuth sich den Zugang in dieselbe verschaffen können. China, das nur eine berühmte Gelehrte zählt, verdankt seinen Courtisanen viele Schauspiele, die in den ausgewählten Sammlungen wieder abgedruckt sind, und die erotischen Gesänge, die leidenschaftlichen Elegieen, die beim Schall der Instrumente in den Palästen und Salons der Nabob's und der Reichen widerhallen, die Pantomimen und scenischen Spiele, die an den Ufern des Ganges und Indus beliebt sind, sind oft das Werk der Bajadere, die sie darstellen. Daher sieht man auch ganz kleine Mädchen, die ihre Geburt zu diesem niedrigen Gewerbe bestimmte, neben den Knaben mit dem Buch in der Hand in jenen fast unter freiem Himmel gehaltenen Schulen sitzen, wo der alte Lehrer seine Jünger unter der Gallerie seines Häuschens im Schatten einiger schlechter Strohmatte in Zucht hält. So bildete sich ohne Zweifel die berühmte Courtisane Nöti; sie hat geistreiche und anmuthige Verse hinterlassen; ihr Name hat ihre gebrechliche Schönheit sowohl in ihren eigenen Poesieen, als in denen eines jungen Schriftstellers, Mirsa Naktul, überlebt.

Alle die Namen, die wir hier angeführt, bilden keinesweges die Elite der Literatur; auch haben wir sie nur der Curiosität wegen genannt, und um zu zeigen, wie verbreitet während des 17ten und 18ten Jahrhunderts im Reich des Großmogul der Geschmack für Poesie war. Freilich fehlte es dieser Literatur an aller Selbständigkeit; sie war etwas Gemachtes, was die Eroberung oder wenigstens die Invasion verrieth, eine Nachahmung, ja oft nur eine

Wiederholung dessen, was die arabischen und persischen Schriftsteller in einer gleichartigen oder vollkommeneren gesagt hatten. Die hindustanischen Dichter sind keine Hindus mehr; ihre Blicke überspringen ein weites mit Legenden bevölkertes Land, wo jeder Baum eine Gottheit, jeder Bach ein Wallfahrtsort ist, wo jede Pagode ihre Chronik und ihre Wunder hat, um jenseits der Meere das Grab des Propheten zu suchen. Daher haben sich auch die hindustanischen Dichter die arabische Metrik mit geringen Modificationen angeeignet; man findet bei ihnen das Kacidah, das Masnewi, das Tardschiband und das Mulkhammas. Eine besondere Vorliebe aber haben sie für das Gazal, eine kurze Ode von funfzehn Versen, die alle auf denselben Reim ausgehen, und in welcher die Araber besonders die Augen der Gazelle und die wallende Mähne der Stuten zu malen verstehen. Der Dichter, der fruchtbar genug ist, um mit den Reimen seiner Gazals alle Buchstaben des Alphabets erschöpft zu haben, reißt diese Perlen an einander und macht einen Rosenkranz daraus; dann giebt er den Namen Diwan diesem literarischen Gebäude, das er sinnreich von Distanz zu Distanz unterzeichnet, indem er in jeden Vers, der einer Veränderung des Reims vorhergeht, seinen poetischen Beinamen einschaltet. Doch haben die Diwanbildner in Indien eine leichtere Aufgabe gehabt als ihre Muster, bei der Freiheit, die sie hatten, in der dreifachen Quelle ihres Idioms zu schöpfen. Aus diesem Reichthum an Ausdrücken ist eine Leichtigkeit der Versification, eine Spielerei mit Worten entstanden, welche überhaupt die Klippe der südlichen Sprachen ist, die zu wohlklingend und zu glänzend sind; diese Strophen sind mehr dazu gemacht, um gehört, als um gelesen zu werden; sie erinnern an gewisse Blumen, die sich prächtig entfalten, aber geruchlos sind.
(Schluß folgt.)

Mexiko.

Sitten und Kultur der Azteken. *)

1. Die Menschenopfer.

Unter den religiösen Festen der Mexikaner war das eines der wichtigsten, welches zu Ehren des Gottes Tezkatlipoka stattfand, der im Rang unmittelbar nach dem höchsten Wesen folgte. Man nannte ihn die „Seele der Welt“, für deren Schöpfer er gehalten wurde, und betete ihn unter der Gestalt eines schönen Mannes an, der mit ewiger Jugend begabt war. Ein Jahr vor der zum Opferfeste bestimmten Zeit erwählte man einen Kriegsgefangenen, der von ausgezeichneter Schönheit und ohne körperlichen Flecken seyn mußte, um diese Gottheit darzustellen, und ließ ihn durch besondere Lehrer in der Kunst unterrichten, seine neue Rolle mit Anmuth und Würde zu spielen. Er wurde mit einem prächtigen Gewande bekleidet, mit Weihrauch bestreut und mit einer Menge wohlriechender Blumen überschüttet, von welchen die alten Mexikaner eben so große Liebhaber waren, als ihre heutigen Nachkommen. Wenn er ausging, folgte ihm eine Schaar von königlichen Edelknaben, während das Volk sich vor ihm niederwarf und ihm göttliche Ehren erwies. Auf diese Art führte er ein äppiges, bequemes Leben bis innerhalb eines Monats vor der Opferzeit. Vier reizende Jungfrauen, denen man die Namen der vornehmsten Götinnen beilegte, wurden jetzt der Ehre gewürdigt, sein Lager zu theilen; mit ihnen fuhr er fort, in wollüstiger Muße zu leben und auf den Gastmählern der Magnaten zu schwelgen, die ihn wie einen Gott behandelten.

Endlich nahte sich der verhängnißvolle Tag. Seine kurze Herrlichkeit war zu Ende; er wurde seiner prachtvollen Kleidung beraubt und mußte von den schönen Theilnehmerinnen seiner Lustbarkeiten Abschied nehmen. Eine königliche Gondel brachte ihn nach einem am Rande des Sees gelegenen Tempel, etwa eine Legoa (dreiviertel Meile) von der Hauptstadt entfernt, deren Einwohner scharenweise hinstömten, um bei der feierlichen Ceremonie gegenwärtig zu seyn. Während der Trauerzug die Stufen der Pyramide hinaufstieg, warf das unglückliche Opfer die bunten Blumenkränze von sich und zerbrach die musikalischen Instrumente, die ihm die Stunden seiner Gefangenschaft verlüßt hatten. Auf dem Gipfel wurde er von sechs Priestern empfangen, deren langes, verworrenes Haar in Unordnung über ihre schwarzen Gewänder floß, die mit geheimnißvollen hieroglyphischen Figuren bedeckt waren. Sie führten ihn nach dem Opferstein, einem ungeheuren Jaspisblock mit etwas konvexer Oberfläche, auf den sie den Gefangenen hinstreckten. Fünf Priester hielten ihn am Kopf und an den Gliedern, während der sechste, der zum Zeichen seines blutigen Amtes in einen schlarlachrothen Mantel gekleidet war, mit einem scharfen Messer von Itzli — einer vulkanischen, feinharten Materie — dem Schlachtopfer die Brust öffnete und, die Hand in die Wunde steckend, das noch zitternde Herz austris. Nachdem man dieses zuerst gegen die Sonne emporgehalten (die in ganz Anahuac als höheres Wesen angebetet wurde), legte man es zu den Füßen des Gottes nieder, dem der Tempel geweiht war und vor dem die ganze, unten versammelte Menge sich andächtig in den Staub warf. Das tragische Loos des Gefangenen wurde von den Priestern als das Symbol des menschlichen Daseyns vorgestellt, welches nach einem glänzenden Anfang nur zu oft mit Trübsal und Unglück schließt.

Dieses war die Form, nach der die Menschenopfer der Azteken gewöhnlich vor sich gingen. Bei einigen Gelegenheiten waren sie zwar mit den ausgeputzten Märtern verbunden, deren Erzählung wir unseren Lesern ersparen wollen — sie endeten aber immer mit der oben geschilderten blutigen Kata-

*) Aus Prescott's History of the Conquest of Mexico. Siehe Nr. 147 des Magazins.

strophe. Es ist jedoch zu bemerken, daß diese Martern nicht, wie bei den nordamerikanischen Indianern, als die grausamen Eingebungen des Augenblicks erscheinen; sie waren vielmehr alle durch den mexikanischen Ritus aufs strengste vorgeschrieben und wurden vielleicht oft mit demselben inneren Widerstreben ausgeübt, welches ein frommer Diener der Inquisition bei der Vollstreckung ihrer unerbittlichen Urtheilssprüche empfinden mochte. Nicht nur Personen männlichen Geschlechts, sondern auch Weiber wurden mitunter zum Opfer auserlesen, und bei einigen Anlässen, vorzüglich in der dünnen Jahreszeit, am Feste des Regengottes, des unerfülllichen Tlalok, sogar Kinder, meistens Säuglinge. Als diese in offenen Sänten, mit festlichen Gewändern bekleidet und mit den frischen Blüten des Frühlings geschmückt, durch die Straßen getragen wurden, rührten sie auch das fühlloseste Herz zum Mitleid, obgleich ihr Jammern von dem wilden Gesange der Priester übertäubt wurde, die ihre Thränen als eine günstige Vorbedeutung betrachteten. Die Priester kauften diese unschuldigen Schlachtopfer gewöhnlich von dürftigen Aeltern, in welchen aber die Stimme der Natur vielleicht noch mehr durch den Fanatismus erstickt wurde als durch die Armut. *)

II. Die mexikanischen Handschriften.

Beim Anblick einer mexikanischen Handschrift oder Karte, wie sie genannt wird, fühlt man sich durch die grotesken Zerrbilder betroffen, welche menschliche Figuren darstellen — ungeheure, unförmliche Köpfe auf kleinen, misgeformten Körpern, deren harte, edige Umrisse auch nicht die geringste Kunstfertigkeit verrathen. Bei näherer Untersuchung wird man sich jedoch überzeugen, daß es weniger rohe Nachahmungen der Natur als conventionelle Zeichen sind, um den Begriff auf eine möglichst klare und bestimmte Weise auszudrücken — wie im Schachspiel die Steine nur eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Gegenstande haben, welchen sie darstellen sollen. Diejenigen Theile der Figuren, die man für die wichtigsten hielt, wurden auch mit der meisten Deutlichkeit gezeichnet. Aus demselben Grunde zeigt das Kolorit nicht die zarten Schattirungen der Natur, sondern es wurde möglichst bunt und grell aufgetragen, um einen stärkeren Eindruck hervorzubringen. „Denn in den aztekischen Hieroglyphen“, bemerkt Sama, „reden selbst die Farben.“ — Dessenungeachtet standen die Mexikaner in dieser Beziehung sehr gegen die Ägypter zurück. Die Abbildungen der Letzteren waren zwar, nach den Regeln der Kunst betrachtet, äußerst mangelhaft: die Perspektive war ihnen eben so wenig bekannt als den Chinesen, und sie malten den Kopf im Profil mit dem Auge in dem Mittelpunkt desselben, ohne ihm den geringsten Ausdruck mitzutheilen. Doch wußten sie den Pinsel mit größerer Hierlichkeit zu führen als die Azteken, hielten sich treuer an die Natur und wußten vor Allem ihre Figuren auf eine weit zweckmäßigere Art abzukürzen, indem sie nur den Umriß oder einen wesentlichen und charakteristischen Zug derselben hinstellten. Dieses gab ihrer Arbeit eine einfachere Gestalt, was den Austausch der Gedanken erleichterte. Ein ägyptischer Text hat mit seinen regelmäßigen Reihen winziger Figuren fast den Anschein einer Buchstaben-Schrift — ein mexikanischer gleicht eher einer Gemälde-Sammlung, wovon jede einzelne ein besonderes Studium erfordert. Dieses ist ursprünglich in den mythologischen Schilderungen der Fall, die aus einer angehäuften Masse Symbole bestehen und uns weniger an die geheimnißvollen in Stein gebauenen Anaglyphen ihrer Tempel erinnern. Um Gegenstände auszudrücken, die man ihrer Natur zufolge nicht abbilden konnte, bedienten sich die Mexikaner verschiedener Embleme, mittelst derer sie die Jahre, Monate und Tage, die Jahreszeiten, die Elemente, den Himmel und dergleichen versinnlichten. Eine Zunge bedeutete das Sprechen, ein Fußstapfen das Reisen; die in jenen Regionen so häufigen Erdbeben wurden durch einen auf der Erde sitzenden Mann dargestellt. Diese Symbole waren mitunter sehr willkürlich, da sie von der Laune des Schreibers abhingen, und es ist zu ihrer Enträthselung eine besondere Geschicklichkeit erforderlich, indem eine kaum merkliche Veränderung der Form oder Lage den Figuren einen ganz anderen Sinn verleihen kann. Ein geistvoller Schriftsteller behauptet, daß die Priester geheime symbolische Charaktere erfunden hätten, um ihre religiösen Mysterien aufzuzeichnen. Dieses ist zwar möglich, doch haben die Untersuchungen Champollion's zu dem Schlusse geführt, daß eine ähnliche Hypothese, die früher in Betreff der ägyptischen Hieroglyphen aufgestellt wurde, der faktischen Begründung entbehre.

Mannigfaltiges.

— Einige Notizen über Fouché. Lord Brougham hat vor kurzem den dritten Band seiner „historischen Skizzen der Staatsmänner aus dem

*) Dieser Gott Tlalok hat augenscheinlich einige Ähnlichkeit mit dem Moloch der Phönizier, und so läge denn noch ein Indicium mehr vor, daß die Ureinwohner America's aus Asien stammen und von dort ihre ersten Ideen mitgebracht. Ja, einem gelehrten literarischen Präfigiateur, wie wir deren mehrere in Nürnberg und an andern Orten besitzen, würde es nicht schwer fallen, sich bis zu dem freilich von dem ebräischen Prescott nicht gewagten Beweise zu erheben, daß die Azteken identisch mit den zehn Stämmen der alten Hebräer sind. Hat doch ein gewisser Schillanz sogar dargethan, daß die Menschenopfer in der Bibel vorgeschrieben seien, und zwar ist ihm dies ohne große Mühe gelungen, da er — wie das „Königsberger Literaturblatt“ ihm nachgewiesen — dazu nur einiger Werthstellungen im Alten Testamente bedarf hat.

Zeitalter Georg's III.“ herausgegeben, der unter Anderem eine Uebersicht der französischen Revolution und Notizen über die Koryphäen derselben — als Robespierre, Danton, St. Just, Camille Desmoulins und Fouché — enthält. Der Artikel über Letzteren ist aus den Memoiren Lord Stanhope's entnommen, der seine Bekanntschaft in Dresden machte, wo der ehemals so gefürchtete Sansculotten-Hauptling und Polizei-Minister in den Jahren 1815—16 einige Monate als Gesandter Ludwig's XVIII. fungirte. „Er war in früherer Zeit Professor beim Oratorium gewesen, und man sagte von ihm in Dresden mit vieler Wahrheit, daß er das Gesicht eines Mönchs und die Stimme eines Todten habe — und da er zu jener Periode der einzige fremde Gesandte am dortigen Hofe war, so nannte man ihn: „das Gespenst des diplomatischen Corps““. Seine Physiognomie war äußerst geistreich, ohne jedoch die Schlaueit zu verrathen, die ihn in so hohem Grade charakterisirte; sein Benehmen war ruhig und würdevoll, und er besaß entweder von Natur oder aus Gewohnheit eine unerschütterliche Selbstbeherrschung. „Als ich“, fährt Lord Stanhope fort, „ihm die Hinrichtung des Marschalls Ney ankündigte, wovon mir durch einen Zufall die erste Nachricht zugekommen war, rührte er auch nicht eine Muskel. Er schien ein Sechziger zu seyn, und sein Haar war so weiß wie Schnee — weil er, wie er sich ausdrückte, „fünfundzwanzig Jahr lang auf der Guillotine geschlafen hatte.““ Im Umgang war er äußerst lebhaft und interessant, doch sprach er hauptsächlich nur von solchen Ereignissen, an denen er selbst theilgenommen, und seine unnüßige Eitelkeit verleitete ihn zu den prahlerischen Worten, „daß er, obwohl nicht König, doch berühmter sey als alle Könige.““ Seine Aussagen verdienen kein unbedingtes Zutrauen; so behauptet er z. B., daß man während seiner langjährigen Verwaltung des Polizei-Ministeriums keine Briefe auf der Post eröffnet habe.“ — Als Fouché nach der Rückkehr Napoleon's aus Elba von diesem wieder zum Minister ernannt wurde, fragte ihn der Kaiser, ob es nicht wünschenswerth sey, sich der Freundschaft Talleyrand's zu versichern, der sich damals als französischer Bevollmächtigter beim Wiener Kongresse befand. Auf die bejahende Antwort Fouché's sagte Napoleon: „Wäre es nicht gut, ihm eine schöne Tabatière zu schicken?“ Ueber die Idee lächelnd, einen als habgierig bekannten Diplomaten mit einem solchen Geschenke bestechen zu wollen, äußerte Fouché, daß, wenn Talleyrand eine Dose empfinde, er sie öffnen werde, um ihren Inhalt zu untersuchen. „Wie meinen Sie das?“ fragte Napoleon. — „Es ist unnüß, davon zu reden“, erwiderte Fouché, „ihm eine Dose zuzustellen. Schicken Sie ihm eine Anweisung auf zwei Millionen Francs, zur Hälfte bei seiner Rückkehr nach Frankreich zahlbar.“ „Rein!“ rief Napoleon, „das ist zu kostspielig; ich werde nicht weiter daran denken.“ Fouché erzählte, daß er von dem Prinzen von Asturien (Ferdinand VII.) während seines Aufenthalts zu Balençay die kriegendsten Briefe empfangen habe, mit der Bitte, daß es Napoleon gefallen möge, ihn einer Verbindung mit einem seiner Familienmitglieder, und wäre es auch eine noch so entfernte Verwandte des Kaisers, zu würdigen. Wenn der Prinz Gelegenheit hatte, ihn zu sehen, so küßte er ihm immer die Hand. „Ich mußte sie nachher waschen“, bemerkte Fouché, „denn er war sehr schmutzig.“

— Dänische Literatur. Unter den dänischen Dichtern der Gegenwart hebt ein Artikel in der Allgemeinen Zeitung besonders folgende hervor: Christian Winther, dessen lyrische Gedichte in seiner neuen Sammlung von „Dichtungen“ zwar wegen ihrer falschen Sentimentalität getadelt, dessen Romanzen und erzählende Gedichte aber sehr gerühmt werden; S. P. Helt, der in seinen Reise-Erinnerungen eine wahre, tiefe Poesie enthüllt hat, besonders wird „der stehende Fächler“ gerühmt; Schack-Staffeldt und J. L. Heiberg, Beide auch in Deutschland nicht unbekannt, der Letztere besonders als Beförderer des Studiums der Hegelschen Philosophie in Dänemark, der Erstere Anhänger der romantischen Schule Deutschlands und durch deutsche Gedichte im Göttinger Musen-Almanach und der Zeitung für die elegante Welt aus früheren Jahren bekannt. Die Novelle und der Roman wird als wenig bedeutend geschildert und nur die Arbeiten „Blicher's“ und eines Ungenannten erwähnt (Anderfen?). Unter den dramatischen Arbeiten tritt uns Dehlenschläger entgegen, der mit seiner neuesten Tragödie „Dina“ allgemeine Bewunderung hervorgerufen hat, und ein satyrisches Lustspiel, Romeo und Giulietta, in welchem der Enthusiasmus für italienische Opernsänger lächerlich gemacht wird. — Von Palm's „Sohn der Bildnis“ ist eine Uebersetzung von Karl Borgeard erschienen und hat verdientes Lob geerntet.

— Kunst in Schweden. Bei Gelegenheit der diesjährigen Ausstellung der Akademie der freien Künste in Stockholm werden in öffentlichen Blättern folgende ausgezeichnete Künstler Schwedens namhaft gemacht, die, wenn auch nicht im Lande selbst wohnend, doch die Ausstellung mit ihren Werken schmückten: der Portraitmaler Södermark, dessen Portraits zu dem Bedeutendsten gerechnet werden, was die Kunst in diesem Fache irgendwo geleistet hat; der Bildhauer Svarnström; die Historienmaler Wahlbom, Ekman, Plagemann, Brusewitz und Lundgren; der Genremaler Wickenberg; die Landschaftler Zahleranz und Siäd; und einige Intérieurs von Köhler und Bennet, und Thiere, besonders Pferde, von v. Kjörboe. — Die Zeichnungen von altägyptischer Architektur und Skulptur, welche Captain Cronstrand bei dieser Ausstellung dem Publikum vorlegte, sind mit seltener Vollendung ausgeführt und übertreffen die Platten zu Denon's, Champollions und Segats in dem florentinischen Werke (von Rossini's Expedition) bei weitem.